

Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 28 (1932)

Artikel: Unsere Aussprache des Schriftdeutschen
Autor: Baumgartner, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-595144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Urteil über die Güte beider Gesetzbücher zu fällen, ist nicht meine Aufgabe. Zu unserer Genugtuung durften wir erfahren, daß der deutsche und der schweizerische Gesetzgeber bei der Schaffung ihrer großen Werke ihrer Pflichten gegen die Muttersprache eingedenkt gewesen sind und Gesetzbücher geschaffen haben, die, wenn wir alles in allem nehmen, nicht bloß einen guten Inhalt haben, sondern ihn auch in vorbildlicher Form bieten. Die Gesetzbücher sind wert, daß man sich über die Grenzpfähle hinüber mit beiden vertraut macht.

Unsere Aussprache des Schriftdeutschen.¹⁾

Ein gebildeter, und ich möchte gleich beifügen: ein guter Deutschschweizer in hoher Stellung erklärte einmal, er komme oft in den Fall, neben seiner Mundart auch Schriftdeutsch, Französisch und Englisch sprechen zu müssen. Aber er bekenne offen, wenn es irgendwie möglich sei, so meide er das Schriftdeutsche und drücke sich lieber französisch oder englisch aus. Nicht daß ihm die Wörter und Formen im Schriftdeutschen fehlten, auch der Satzbau verursache ihm weiter keine Mühe, aber die Aussprache liege ihm nicht, die drücke ihn wie ein fremdes, wie ein zu enges Kleid.

Einem andern dagegen erscheint das Schriftdeutschsprechen als etwas so Selbstverständliches, daß es ihm gar nicht in den Sinn kommt, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken. Er spricht die schriftdeutschen Formen einfach mit den Lauten der Mundart aus.

Der erste, der lieber Französisch oder Englisch statt Schriftdeutsch spricht, weiß, daß es eine mustergültige Aussprache des Deutschen gibt. Er geht ihr aber gern aus dem Weg. Er will nicht umlernen, schon darum nicht, weil er fürchtet, sich mit seinen Bemühungen lächerlich zu machen. Der zweite weiß nichts von einer mustergültigen Aussprache, oder wenn er auch etwas davon weiß, so hat er doch kein Bedürfnis, mit ihr vertraut zu werden. Er kommt ja mit seinem

¹⁾ Die vorliegenden Ausführungen sind einem Vortrag entnommen, den ich im November 1931 im Verein für deutsche Sprache in Bern hielt. Dieser Vortrag ist, zum Teil gekürzt, zum Teil etwas umgearbeitet, in der Berner Schulpraxis, der Monatsschrift des Bernischen Lehrerbundes, XXII. Jahrgang, 6. Heft, 1932 erschienen. Genau abgedruckt wurden daraus die hier im Schlussteil folgenden zwölf Forderungen und der anschließende Abschnitt über drei Forderungen, die über das hinausgehen, was man bei uns als natürliche Aussprache empfinden könnte.

mundartlich gesprochenen Schriftdeutsch ganz gut aus, und das genügt ihm.

In einer Berner Zeitung las man im Mai 1927 folgende Aeußerung: „Mit wachsendem Mißtrauen steht unser Landvolk dem Schwabendeutsch gegenüber, das man da und dort in unseren Schulen einführt. Hat dies praktischen Wert? Wir haben unsere Mundart als Umgangssprache und zum schriftlichen Verkehr unser Schriftdeutsch. In beiden sollte sich auch das geistig schwache Kind anständig und sicher bewegen können, wenn es ins Leben hinaustritt. Mehr ist in der Muttersprache nicht nötig, aber auch nicht möglich, namentlich in großen Landschulklassen mit mehreren Schuljahren. Man wird mir entgegenhalten, daß das Ausländerdeutsch sei schöner und feiner. Darüber kann man aber geteilter Meinung sein. Auf alle Fälle ist es eine wesentliche Mehrbelastung unseres Sprachunterrichts, abgesehen davon, daß die Mehrzahl unserer Schulkinder ein richtiges Hochdeutsch gar nicht fertig bringen, zum Beispiel den korrekten Gebrauch des weichen und harten „ch“. Schnizer, wie sie dann und wann vorkommen: „Wasch auf, der Lenz will uns begrüßen“ oder „Wie schön ist der Mai, juschheißa, juschhei“, würden oft genug eine heitere Note in den Unterricht bringen. Die Kardinalfrage ist aber die: Paßt dieses Deutsch zu unserer Schweizerart, hat es praktischen Wert, bringen wir es überhaupt fertig? Darauf müssen wir entschieden mit „Nein“ antworten.“

Der das schrieb, war ein Lehrer, also einer, der in der vordersten Reihe stehen sollte, um die Bewegung zugunsten einer mustergültigen Aussprache zu fördern. Denn ohne die Arbeit der Schule läßt sich nichts ausrichten.

Im gleichen Jahr, im Juni, wurde in einer andern Berner Zeitung bei Anlaß einer Buchbesprechung die festgesetzte Muster-Aussprache ohne weiteres abgelehnt: „Seit längerer Zeit zirkuliert auch in unserem Kulturbezirk ein Buch: Deutsche Bühnenaussprache — Hochsprache — von Th. Siebs. Wir wollen von einem Urteil darüber absehen und nur die Gelegenheit benützen zu einer Warnung vor dem Glauben an das Bühnendeutsch als von verbindlichem Wert.“

Dabei sind mehr als dreieinhalf Jahrzehnte verstrichen, seit Theodor Siebs sein Buch als das Ergebnis der Beratungen von Sprachgelehrten und Mitgliedern des Deutschen Bühnenvereins herausgegeben hat. Es ist seit 1898 das Regelbuch für die Aus-

sprache des Schriftdeutschen. Den darin enthaltenen Regeln hat sich jeder zu unterwerfen, der darauf Anspruch machen will, schriftdeutsch zu sprechen. Der Titel Deutsche Bühnensprache hat sich allerdings nie besonders dazu geeignet, weite Kreise einzuladen, das Buch zur Hand zu nehmen und sich mit seinen Forderungen vertraut zu machen.

Aber es ist zu bedenken, daß auf der Bühne zu allererst eine gewisse Einheitlichkeit in der Aussprache zustande kam. Diese Einheitlichkeit war schon da, als Siebs und seine Leute in Berlin zusammentraten, um über eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen zu beraten. Sie anerkannten die vorhandene Bühnenaussprache, bauten sie aus und schlugen sie als Musteraussprache für Schule und Leben vor. Seit 1922 trägt das Buch von Siebs als zweiten Titel: Hochsprache. Dieser Titel, der wohl bald an erste Stelle rücken wird, sagt es uns deutlich, daß es sich hier nicht allein um die Aussprache auf der Bühne handelt. Und im Inhalt wird mehr als einmal hervorgehoben, daß Kunst und Wissenschaft diese Aussprache als Richtschnur anerkannt haben. Bühne, Schule und Gesang haben nur noch eine Aussprache zu pflegen, die Hochsprache.

Diese Hochsprache besitzt also „verbindlichen Wert“; daran ist heute nicht mehr zu rütteln. Und es ist nichts anderes als eine Irreführung des Lesers, wenn davor gewarnt wird, an diesen Wert zu glauben. Man kann zwar von den der Schule Entlassenen, die sich nicht berufsmäßig mit dem Sprechen des Schriftdeutschen zu befassen haben, kaum verlangen, daß sie ihre angelernte mangelhafte Aussprache ablegen; aber man darf doch von ihnen erwarten, daß sie die Hochsprache anerkennen und daß sie gerecht beurteilen, was uns an Aussprache geboten wird. Sie vermögen die Bewegung zugunsten einer mustergültigen Aussprache kräftig zu fördern, wenn sie die Aussprache-Schlamperei ablehnen und ehrliches Ringen anerkennen. Die Hauptarbeit hat die Schule zu leisten. Jener Lehrer, der „vom wachsenden Mißtrauen des Landvolks dem Schwabendeutsch gegenüber“ schrieb, er hat als einer der ersten gegen dieses Mißtrauen anzukämpfen, indem er seinen Schülern die richtige Aussprache beibringt. Das Landvolk hegt sicher kein Mißtrauen gegen die mustergültige Aussprache des Französischen. Warum denn gegen das mustergültig gesprochene Deutsch? Weil es dieses Deutsche nie gelernt hat, weil es ihm stets etwas Fremdes geblieben ist. Nur durch jahrelange unermüdliche Arbeit in der Schule kann hier eine Gesinnungsänderung herbeigeführt werden.

Allerdings können die Forderungen einer Bühnenaussprache niemals ohne weiteres für Schule und Leben übernommen werden. Siebs hat das auch gar nicht gewollt. „Ich erkläre“, schreibt er in den „Grundzügen der deutschen Bühnenaussprache“, „daß niemand behauptet hat, diese Bühnenbestimmungen sollten direkt für die Schule oder gar für die Umgangssprache maßgebend werden: das würde nur zur Geziertheit und Unnatur führen. Es ist nicht wünschenswert und nicht erreichbar.“

Es kommt auf den Stoff, auf den Ort der Darbietung, auf die Zusammensetzung der Zuhörerschaft, auf die Bildung des Sprechers an, wie sich dieser zur Hochsprache zu verhalten hat.

Zuallererst aber ist, wiederum nach Siebs, auf die verschiedenen Gebiete Rücksicht zu nehmen, in denen Deutsch gesprochen wird. Da sich hier das Ziel, die Hochsprache, nicht in durchaus gleicher Weise mit dem gleichen Erfolg erstreben läßt, „so lohnt es sich zu erwägen, welche Mindestforderungen einstweilen gestellt werden können . . .“

Das heißt nicht, daß sich nun jedes Gebiet seine eigene Hoch- und Schulsprache schaffe, daß eine besondere Aussprache für den Berliner, für den Frankfurter, für den Nord- und für den Süddeutschen und natürlich auch für den Schweizer festgesetzt werden müsse.

Dagegen wehrt sich Siebs entschieden. Es gibt nur eine Aussprache, die Hochsprache. Sie bleibt das letzte Ziel. Aber um dieses Ziel zu erreichen, sollen die verschiedenen Gebiete ihre besondern Forderungen und namentlich ihre Verbote des allzu stark mundartlich Gefärbten aufstellen. Wer aber wird diese Forderungen und Verbote aufstellen?

Siebs schlägt vor: „Es empfiehlt sich, daß die Schulverwaltungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz vorsichtig und sachkundig erwägen, inwieweit den Bestimmungen der deutschen Bühnenaussprache Rechnung zu tragen sei.“

Für die Schweiz übernahm diese Aufgabe vor zwanzig Jahren der Deutschschweizerische Sprachverein. Er beauftragte sein Mitglied Heinrich Stadelberger, eine Anleitung für die Aussprache des Schriftdeutschen in der Schweiz zu verfassen und gab sie im Jahre 1911 unter dem Titel: „Die Aussprache des Hochdeutschen“ heraus. Es war die erste schweizerische Aussprachelehre. Sie erlebte schon ein Jahr nach ihrem ersten Erscheinen eine zweite Auflage. Heute ist sie leider vergriffen.

Stickelberger hatte sich bereits auf eine Reihe wertvoller Arbeiten stützen können, — es seien hier vor allem diejenigen von Jakob Boßhart, Jost Winteler, Julius Leumann, Hans Wissler genannt — in denen versucht worden war festzustellen, wieweit den Forderungen der Bühnenaussprache in den einzelnen Gebieten und auf dem Gesamtgebiet der deutschen Schweiz nachzukommen sei. Für die Schule war Jahre zuvor, in einer Zeit, da das Werk von Siebs bei uns kaum recht bekannt war, Otto von Greverz bahnbrechend vorangegangen. Er hatte als einer der ersten den Übungen zur Aussprache eine Vorzugsstelle in der Sprachlehre eingeräumt.

Die Bewegung zugunsten einer mustergültigen Aussprache kam von da ab nicht mehr zur Ruhe. In zahlreichen Abhandlungen, Vorträgen und Sprechkursen suchte man sie zu fördern. Im VI. Kapitel seiner ausschlußreichen Schrift „Lautwissenschaft und Deutsche Aussprache in der Schule“ hat Otto Seiler „die Bestrebungen zur Hebung der deutschen Aussprache in der Schweiz“ bis zum Jahre 1912 zusammengestellt. Da liest sich anschaulich, wie mühsam sich die Anfänge der Bewegung gestalteten, wie zum Dafür gleich ein Dagegen trat, bis allmählich die Widerstände seltener und schwächer wurden. Das Ziel, das Stickelberger für jeden gebildeten Schweizer aufstellte, scheint heute in weiten Kreisen erreicht zu sein: „So viel darf man wenigstens verlangen, daß ein gebildeter Schweizer in der Unterhaltung mit Deutschen oder beim Vortrage, namentlich von Gedichten, sich einer gebildeten Sprache bediene, die nicht klingt, wie wenn ein knarrender Wagen über hartes Straßenpflaster fährt.“

So viel ist erreicht. Ja, die Schule bemüht sich, über dieses Ziel hinaus näher an die Hochsprache heranzukommen. Davon zeugen viele Berichte in unseren Schulblättern. Ich entnehme einem unter ihnen, der unter dem Titel „Ein Wort zur deutschen Aussprache“ im Juni 1926 in der „Schweiz. Lehrerzeitung“ erschien, die folgenden Ausführungen. (Sie seien mit denjenigen in der Berner Zeitung verglichen, die ein Jahr später vom Misstrauen des Landvolkes gegenüber dem Schwabendeutsch berichteten): So manchen Schülern täte deutsche Phonetik viel mehr not als französische. Immer wieder kommt es vor, daß wir Leute erhalten, die von einem ich-Laut keine Ahnung haben und die den Mund verziehen, weil es „schwäbisch“ klingt; die keinen Unterschied kennen zwischen einem zürichdeutschen und einem schriftdeutschen a, die von der Schule sprechen, die noch ganz bedenkliche Mätzchen bringen wie „schiaßen“. Schon oft haben

wir uns gefragt, welche Berechtigung man eigentlich Kompromissen dieser Art zuschreiben will. Möchte man etwa den Kindern Anschlüsse an die Mundart lassen? Oder sollte der Grund etwa absichtliche Betonung der nationalen Eigenart sein? Oder ist dahinter der Ausdruck einer gewissen Antipathie gegen nördliche Weisensart zu suchen, die den Lehrer veranlaßt, selber „schuldeutsch“ (im schlechten Sinne) zu reden? Oder glaubt man, die organischen Schwierigkeiten seien zu groß? Ich habe keinen Schüler getroffen, dem ich nicht den richtigen ich-Laut, ein klares deutsches a, den Unterschied zwischen offenem und geschlossenem o usw. beigebracht hätte.

Das Verständnis für Sprachfeinheiten liegt den Schülern gar nicht fern. Sie bekommen rasch Freude an einer möglichst reinen Aussprache unserer wunderschönen deutschen Schriftsprache...."

Ein großer Teil der deutschschweizerischen Lehrerschaft ist heute für die Hochsprache gewonnen. Viele andere, die nicht dem Lehrerstande angehören, empfinden das Bedürfnis, ihre Aussprache zu vervollkommen. Die Freude am gut gesprochenen Wort, an der schenklingenden Rede ist in weite Kreise unserer Bevölkerung gedrungen. Aber nicht alle, die zu Freunden der Hochsprache geworden sind, haben Gelegenheit, Vorlesungen, Vorträge, Kurse zu besuchen, die sie in die Hochsprache einführen. Nicht alle wollen sich die Mühe nehmen, sich in die in Betracht kommenden Schriften zu vertiefen. Unsicherheit herrscht, welche Forderungen der Hochsprache der Schweizer in erster Linie zu erfüllen hat, welche er ablehnen darf.

Das Ziel, das heute erreicht werden soll, ist nicht die Hochsprache selbst, es liegt auf dem Wege zur Hochsprache.

Der Schweizer darf in seiner Aussprache sehr wohl herausgehört werden. Das ergibt sich schon daraus, daß er seine Aussprachegrundlage, seinen Tonfall und das Zeitmaß seiner Rede beibehält. Auch wird er bestimmte Eigenarten der Hochsprache ablehnen dürfen, weil sie ihn von einer bei uns als natürlich empfundenen Aussprache allzu weit ab führen würden. Anderseits wird er sich vom Deutschen, auch vom Norddeutschen, dadurch unterscheiden, daß er die von der Hochsprache übernommenen Forderungen buchgerechter erfüllt. Denn er muß ja die Hochsprache wie eine Fremdsprache erlernen.

Ich habe versucht, eine Art Wegleitung zu schaffen, die ungefähr dem Stande entspricht, den die Bewegung zugunsten der Hochsprache in der Schweiz bis heute erreicht hat. Die Wegleitung bringt

nur das Allernotwendigste. Ich habe mich jeder ausführlichen Erklärung enthalten und vorerst nur die nackten Forderungen wirken lassen wollen. Nicht jedermann wird damit einverstanden sein. Der eine wird diese, der andere jene Abänderung wünschen. Und werden wir uns zu guter Letzt einigen können? Raum! Aber geht es in der Hauptsache darum? Ist es nicht viel notwendiger, daß wir überhaupt nach einem Plane arbeiten, der uns den Weg zum Ziele weist? Nach einem Plane allerdings, der mit aller Vorsicht entworfen worden ist.

Von den zwölf Forderungen, die erfüllt werden müssen, damit das vorgestecchte Ziel erreicht werde, bedeuten die ersten neun ein Mindestmaß, dessen sich alle zu versichern haben, die darauf Anspruch machen, Schriftdeutsch zu sprechen. Die Durchführung der letzten drei Forderungen kann bei uns auf Schwierigkeiten stoßen, weil Laute zu bilden sind, die unsere Mundarten nicht kennen. Doch gewinnt mit ihnen unsere Aussprache an Wohlklang, und der Schweizer erreicht das, was die Hochsprache heute von ihm verlangen darf. Zwischen Mindest- und Höchstmaß, auch in der Ausübung einzelner Forderungen, z. B. der Aussprache der ei, au, eu, liegt für jeden Schweizer ein Zwischenraum, in dem er sich je nach dem Stoff, dem Ort der Darbietung, der Zusammensetzung der Zuhörerschaft und seinem Bildungsgrad wird bewegen können. Stets aber wird man von ihm eine natürlich klingende, gleichmäßig ausgebildete Aussprache fordern.

Die zwölf Forderungen.

1. Kampf gegen die Sprechbequemlichkeit und Sprechfaulheit¹⁾:

gegen die Verschleifungen (wenn Wortauslaut und Wortanlaut zusammenstoßen). Es heißt nicht: gaſauf — gaſab; gaſaus — gaſein; sondern gaß/auf — gaß/ab; gaß/aus — gaß/ein;

gegen die Angleichungen (beim Zusammenstoß ungleichartiger Mittlaute). Es heißt nicht: Langkarte, sondern Land/karte; nicht dasch Schiff, sondern das / Schiff;

¹⁾ Es ist eine Eigentümlichkeit der schweizerischen Aussprache und besonders der westmittelschweizerischen, daß sie wenig Kraft, wenig Stimmton verwendet. Das führt leicht zum Verschleifen und Verschlucken von Lauten und Silben. Die Hochsprache fordert nach norddeutschem Muster eine größere, straffere Arbeitsleistung von den Sprechwerkzeugen.

gegen die lässige Aussprache der Mitlaute, vor allem der w, f, sch, h, wie sie meist im Berndeutschen gebräuchlich ist;

gegen die unvollständige Bildung oder die Unterdrückung der Mitlaute im Wortauslaut. Es heißt: er kämpft, Staub, Vaterland.

Jedem Laut ist der ihm zukommende Wert zu geben. T ist von d (Tier — dir), p von b (Pein — Bein), in Basel f von g (Kreis — Greis) zu scheiden. l soll weder als u, noch als w gesprochen werden; nicht Miuch für Milch; nicht Löfuu oder Löffuw für Löffel; nicht Schweuve für Schwelle. w und j sind nicht Selbst-, sondern Mitlaute. Es heißt nicht uer, uas für wer, was, und nicht ieder (in berndeutschen Mundarten zuweilen noch iede), läger, sondern jeder, Jäger.

Die mundartliche Färbung der Selbstlaute ist zu vermeiden. Ein a darf z. B. weder als o, noch als o-haltiger Laut gesprochen werden.

2. Die st und sp dürfen nur im Anlaut scht und schplingen, sonst st und sp: also Schtern, Schpiže; auch nach Vorsilben und in Zusammensetzungen: Geschträuch, anschtoßen, verschotten, selbschtändig, Beischpiel; aber Förster, Haspel, Aſt.
3. Der t-Laut ist nicht als ch, sondern als t mit einem Hauch zu sprechen, vergleichbar unserem mundartlichen ggh in gghouwe gehauen, ggha gehäbt. Der Hauch ist deutlich hörbar vor betontem Selbstlaut, im Anlaut auch vor schwachbetontem Selbstlaut: thünden, bekant, Dukhaten, Rhomét, Rhurier.
4. Es sind zwei ch-Laute zu sprechen: ein sogenannter ach-Laut (nach a, o, u, au) und ein sogenannter ich-Laut (nach den übrigen Selbstlauten, in der Verkleinerungssilbe -chen und nach l, r, n). Man hat zu scheiden zwischen ach und ich, zwischen Woche und Wächter, zwischen Wucht und Wicht, zwischen Rauch und leicht; man spricht mit ich-Laut Leutchen, Kelch, Furcht, manch.

Die Verbindung chs klingt wie ks (g): Wuchs, wachsen, Wicke; aber Höch-st, näch-st, du reich-st.

5. h wird im Inlaut zwischen Selbstlauten nicht gesprochen: ge-en (gehen), mä-en (mähen), lei-en (leihen), Hö-e (Höhe).
6. Scheidung zwischen kurzen und langen, offenen und geschlossenen Selbstlauten. Meist ist kurzer Selbstlaut offen, langer Selbstlaut geschlossen¹⁾.

Es gibt ein geschlossenes, ein offenes und ein schwaches e. Langes geschlossenes e wird in See, We-sen, wer gesprochen; kurzes geschlossenes e tritt hauptsächlich in Fremdwörtern auf: Theater, Legion, Legat, Anemone; langes offenes e, geschrieben ä, in Ahre, Träne, Bär; kurzes offenes e, geschrieben e und ä, in Held, hält; stellen, Ställen; gerecht, gerächt; schwaches e in Tanne, loben und in den Vorsilben be- und ge=: begehren, geleiten.

Es gibt kurze offene und lange geschlossene i, o, u, ö, ü. Stickel — Stiege; offen — Ofen; Puppe — Bube; Götter — töten; Hütte — Hüte.

7. Kurze und lange a-Lauten „sind als sogenanntes mittleres a zu sprechen, weder zu dumpf, noch zu hell, d. h. sie dürfen sich weder den o-Lauten nähern, noch den ä-Lauten ...“ (nach Siebs).
8. Die mundartlichen Doppellaute ie, ue, üe sind als lange geschlossene i, u, ü zu sprechen: Dieb, Ruder, büßen.
9. Die Doppellaute ei und ai klingen wie helles kurzes a mit folgendem sehr kurzem geschlossenem e (Schaen, Mae); au klingt wie kurzes a mit folgendem sehr kurzem geschlossenem o (Baom), und eu und äu klingen wie kurzes, ganz offenes o mit folgendem sehr kurzem geschlossenem ö (Froöde, Moöse).

* * *

10. p und t werden behaucht gesprochen. Zur Aussprache von f siehe Forderung 3. Die Hochsprache verlangt, daß sie in jeder Stellung behaucht werden. Für uns mag genügen, wenn wir sie vor betontem Selbstlaut mit Hauch sprechen, z. B. Phar,

¹⁾ Im allgemeinen ist der haupttonige Selbstlaut in geschlossener Silbe vor mehreren Konsonanten kurz, in offener Silbe lang. Doch gibt es zahlreiche Ausnahmen.

Thor, K̄haphelle, Althar. Doch soll man die behauchten p und t auch in den andern Stellungen sprechen dürfen.

11. Neben dem stimmlosen s ist im Anlaut vor und im Inlaut zwischen Selbstlauten, sowie zwischen r, l, m, n einerseits und Selbstlaut anderseits ein stimmhaftes s zu bilden. Stimhaft ist s in Sohn, Rasen, Mörser, Balsam, Amsel, Linse. Stimmlos dagegen ist s in was, Hals, Gläs-lein, Mäus-chén; rasten, Espe; Erbse.
 12. b, d, g sind im Silbenanlaut stimmhaft zu sprechen: Bein, Ga-be; Dorn, Re-de; Gürtel, Wie-ge.
-

Drei Forderungen der Hochsprache führen uns, wie schon gesagt worden ist, zu weit ab von einer bei uns als

natürlich empfundenen Aussprache.

Zudem bringt uns die Erfüllung der einen um eine wohlklingende Lautwirkung, die Durchführung der andern bereitet uns ganz besondere Mühe, und die der dritten trifft, wie es auch in Deutschland der Fall ist, in weiten Kreisen auf Widerstand. Wir lehnen diese Forderungen deshalb ab, wobei wir kaum gegen die Auffassung verstößen, die Siebs in bezug auf die „landschaftliche“ Hochsprache (s. Seite 38) einnimmt.

1. Die Hochsprache verlangt, daß doppelte Mitlaute (mm, ll, ss, tt usw.) als einfache Laute gesprochen werden. Siebs drückt sich hier sehr entschieden aus: „Man hüte sich streng, das ss usw. in solchen Fällen länger als s oder gar wie zweimaliges s zu sprechen.“ — Trotzdem soll, weil es sich hier um tiefeingewurzelte altgermanische Betonungsverhältnisse handelt, dem Schweizer erlaubt sein, doppelte Mitlaute wenigstens dort, wo er sie in seiner Mundart länger und kräftiger spricht (ich denke vor allem an den Berner), auch in der Aussprache des Schriftdeutschen länger und kräftiger zu sprechen. Die Artikulation wird, wie in der Mundart, nur einmal ausgeführt, die Stellung des ersten Mitlautes wird für den zweiten beibehalten, z. B. las-sen, hof-fen, Wel-le, Don-ner, Sup-pe. Die Dauerlaute m, n, r, l, f, s, sch sprechen wir als Doppellaute etwas länger und kräftiger aus, die Verschlußlaute p, t, k etwas länger, d. h. auf die

Verschlußbildung des ersten Lautes folgt, bevor die Lösung eintritt, eine etwas längere Pause als bei einfachem Laut¹⁾.

Wo in Zusammensetzungen, wie in Kamm-macher, Meer-reise, Wasch-schüssel, Reit-tier, der auslautende Mitlaut des ersten Wortes mit einem gleichartigen anlautenden des folgenden Wortes zusammenstößt, wird, wiederum nach Siebs, die Stellung des ersten Mitlautes in der Regel für den zweiten beibehalten, wobei der erste Mitlaut mit abnehmendem Atemdruck, der zweite mit zunehmendem gesprochen wird. Diese Doppellaute sollen also auf die gleiche Weise gebildet werden wie diejenigen, die wir im einfachen Wort in unsrer Mundarten sprechen.

Diesem Verlangen fügen wir uns um so lieber, als wir damit für uns eine einheitliche Aussprache der doppelten Mitlaute im einfachen und im zusammengesetzten Wort erhalten.

2. lehnen wir es ab, die Aussprache der auslautenden stimmlosen b, d, g und der auslautenden p, t, k so zu scheiden, wie dies Siebs tut. Er verlangt, daß die b, d, g nach langem Selbstlaut mit schwachem Einsatz und starkem Absatz, die p, t, k nach langem Selbstlaut mit starkem Einsatz und Absatz gesprochen werden. In Grab müßte man also den Vokal decrescendo sprechen, ihn langsam verflingen lassen und dann erst ein p mit schwachem Einsatz und starkem Absatz folgen lassen. Grob dargestellt sähe das etwa so aus: Graab p. Im Worte rot aber fände zwischen dem o und dem t eine deutliche Pause statt, auf die mit starkem Einsatz das t folgte: r o . . t h.

3. verzichten wir darauf, das g der Endsilbe -ig mit Reibelaut, also -ich, zu sprechen. Niemand ist recht befriedigt von der Entscheidung der Berliner Konferenz, wonach man zu sprechen hat: der König, des Königs; aber dem Könige, königlich. Braune²⁾ ist überzeugt, daß die Reibelautaussprache des g zugunsten des Verschlußlautes schwinden wird. Von Anfang an hätte man, nach Braune, überall den gleichen Laut einzuhören sollen. Viëtor³⁾,

¹⁾ Die bb dd gg bezeichnen die Kürze des vorangehenden Selbstlautes und sollen nur einmal gesprochen werden, also: Ebbe wie Ebe, Widder wie Wider, Dogge wie Doge.

²⁾ Ueber die Einigung der deutschen Aussprache. Akad. Festrede Halle 1904. S. 12, 19/20 und Ann. 41.

³⁾ Die Aussprache des Schriftdeutschen. Leipzig 1925. S. 18.

der zur Zeit der Berliner Konferenz für weitgehende Reibelautaus- sprache des g eintrat, gibt später Braune recht. Die Reibelautaus- sprache des g verliert in der Tat an Boden.

Der Deutschschweizerische Sprachverein will, so steht in seinen Satzungen zu lesen, Liebe und Verständnis für die deutsche Mutter- sprache wecken. Die Mitglieder des Vereins machen es sich zur Auf- gabe, Reinheit, Eigenart und Schönheit der deutschen Sprache zu pflegen und in ihrer Umgebung für diese Bestrebungen einzutreten und Freunde zu werben. Ich glaube, damit ist ohne weiteres auch ausgesprochen, daß der Verein und seine Mitglieder es sich zur Pflicht machen, die Bemühungen um eine mustergültige Aussprache zu unterstützen. Der Verein hat 1911 entscheidend in die Bewegung eingegriffen, als er die erste schweizerische Aussprachelehre (von Dr. Heinrich Stickelberger) herausgab. Heute gilt es, das glücklich begonnene Werk zu vollenden, die letzten Widerstände zu brechen.

Biel, im Herbst 1932.

Heinrich Baumgartner.

Veröffentlichungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

Jahresberichte des Deutschschweizerischen Sprachvereins, seit 1912
erweitert als

Jährliche Rundschau

mit dem Bericht des Vorsitzers über die Tätigkeit des Vereins und über die Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland. Außerdem folgende Beiträge:

- 1905. Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch, von Dr. H. Stickelberger;
Die Sprache unserer Volkslieder, von Dr. Otto von Geyerz.
- 1907. Beilage: Unser Deutsch, von Prof. Dr. K. Schnorf.
- 1909. Zur Schärfung des Sprachgefühls, von Prof. Dr. K. Schnorf.
- 1910. Die Ausbildung der Handelslehrlinge in der deutschen Schweiz.
- 1911. Der Négociant, von P. Altheer.